

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 4

Artikel: Skizzen aus Konstantinopel
Autor: Wehrli-Frey, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wenn man nicht arbeiten will wie der Vater, das heißt wie ein Roß, oder wenn man nicht an kleinen Außerlichkeiten Freude hat wie —"

Sie nannte die Mutter nicht, sondern spielte mit den Fingern nachdenklich auf der Steinplatte; aber ihr ganzes Wesen verriet, was sie hatte sagen wollen.

Huldreich Rot fühlte sich von ihrer Persönlichkeit halb angezogen, halb zurückgestoßen. Sie schien ihm innerlich noch unfertig, von der großen Nervosität der großen Welt angesteckt, doch voll eigner gärender Kraft, die nach Ausfluß suchte, und die, auf gute Wege gelenkt, das mit äußeren Vorzügen reich ausgestattete, kluge Geschöpf zu einem seltenen Menschen machen konnte.

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen an dem Umgang fehlt, den Sie sich wünschen,“ sagte er. „Meine Mutter wird sich freuen, Sie bei sich zu sehen, und ich hoffe, daß wir gute Freunde werden.“

Sie sah ihn halb erstaunt an, dann freute sie sich sichtlich im Gedanken an eine mögliche Ab-

wechslung und erwiderte, daß sie gerne im Pfarrhause vorsprechen werde.

Ihre Unterhaltung war damit zu Ende. Meta geleitete Rot zum Ausgang. Hier verabschiedeten sie sich. Das junge Mädchen stieg die Stufe zur Haustür empor. Die Sonne lag heiß auf der Treppe. Die biegsame Gestalt stand einen Augenblick in einer Glorie von Licht. Sie sah sich nach dem sich entfernenden Pfarrer um, ehe sie das Haus betrat. Ihr schwarzes Haar hob sich scharf und glänzend von ihrem weißen Kleide ab.

Huldreich Rot schritt seines Weges. Er sah die Gestalt auf der Treppe nicht mehr; aber er trug ihr Bild doch mit sich. Die neue Bekanntschaft beschäftigte ihn, wie vieles ihm zu denken und zu schaffen gab, was hier auf ihn eindrang. Die Eindrücke waren so zahlreich, daß er sie kaum zu verarbeiten vermochte. Noch hatte er erst einen geringen Teil seiner Gemeinde kennen gelernt und schon gaben ihm, dessen Blick tiefer sah als der anderer Menschen, diese wenigen zu sin-
nen und zu raten. (Fortsetzung folgt.)

Nacht im Spätherbst.

Stetig löst sich Blatt um Blatt
Sommermüde von den Zweigen.
Langsam fällt es durch das Schweigen
Erdenwärts, zur Ruhestatt.

Leise durch die dunkle Nacht —
Weder Mond noch Sterne scheinen —
Tönt ein fernes Kinderweinen,
Stockt jetzt und erlischt dann sacht,

Trübe brennt ein letztes Licht:
Einsam mag ein Mensch noch wachen,
Sinnend sitzen — Pläne machen. —
Feuchte Luft streift mein Gesicht. M. Kindlimann.

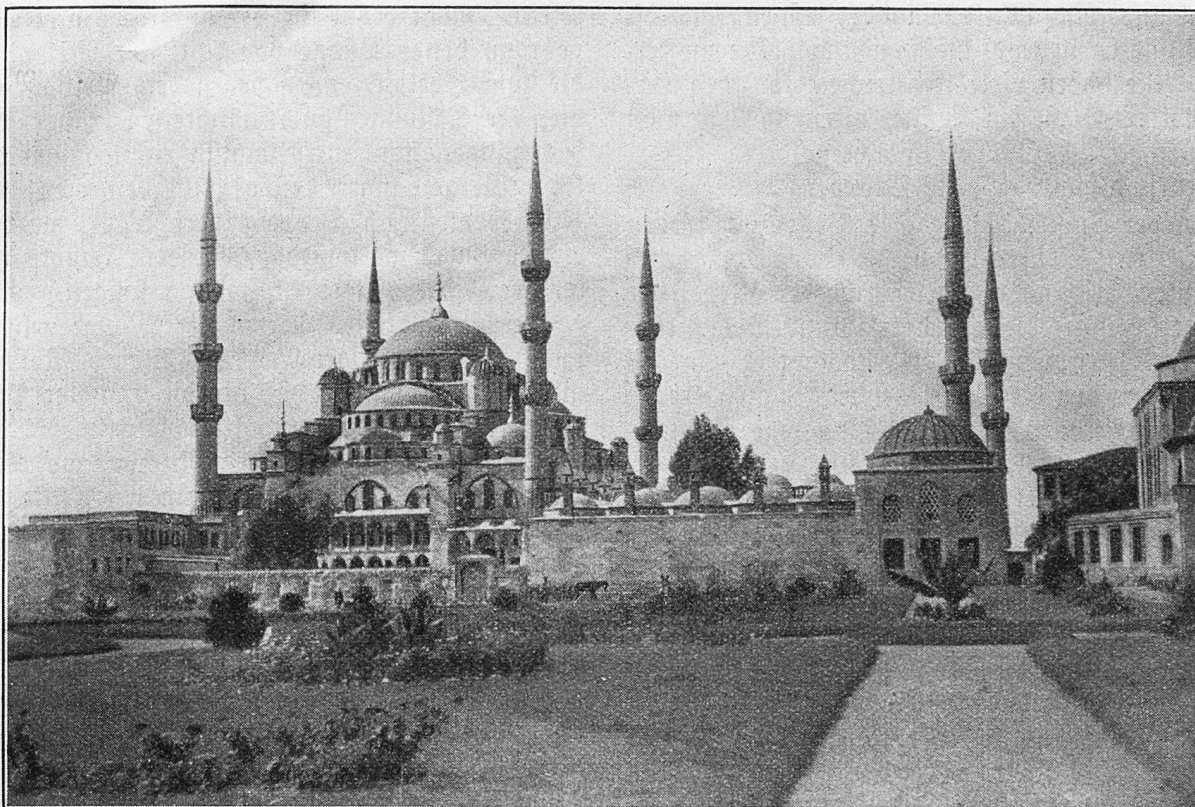
Skizzen aus Konstantinopel.

M. Wehrli-Freh.

Bosporus.

In märchenhafter Erwartung fuhren wir im September 1935 auf einem rumänischen Dampfer von Constanza nach Konstantinopel. Das Schiff war überfüllt, und auf die verfügbaren Schlafplätze hatte ein telegraphischer Wettlauf stattgefunden, so daß wir froh sein mußten, zwei Betten, eins in einer Herren- und das andere in einer Damenkabine, erwischt zu haben. Etwa 70 Personen 1. Klasse mußten ohne Kabinen nächtigen, auf Kanapees, Bänken und Fauteuils, den Koffer geöffnet vor sich am Boden, um einige Reiseutensilien daraus benutzen zu können. Mein guter Stern (oder war's schon der Halbmond?) hatte mich zu zwei Türkinnen in eine Außenkabine gewiesen, wo wir leidlich untergebracht waren.

Meine Gefährtinnen sprachen etwas Französisch. Die eine war mittelalterlich, die andere jung und sehr hübsch. Ihr Mann klopfte fleißig an die Türe und rief gute Ratschläge und Vorsichtsmaßregeln herein wegen der gefürchteten Seerkrankheit. Die türkischen Damen schluckten darauf reichlich Pillen — und waren dann am Morgen auch richtig beide krank. Die junge Frau bezog das Bett über mir, aber es war keine Leiter da, um am Abend hinaufzuklettern. Ich lag schon unter meiner Decke und gab der Ungeschickten Anweisung, wie sie auf mein „Geländer“ stehen müsse zum Aufstieg. So gelangte sie mit dem Oberkörper auf ihr hohes Lager, aber weiter ging's nicht mehr, sie balancierte hilflos vor- und rückwärts, und alles Zappeln nützte nichts.



Konstantinopel: Ahmed-Moschee.

Phot. Dr. Leo Wehrli.

Ich mußte aufstehen und nachschieben, obschon ich erst nicht recht wußte, wo ich anfassen dürfe. Beide Damen wanden dann, froh und dankbar, der Schweizerin, die sich besser aufs Bergsteigen verstehe, ein artiges Kränzchen.

Das schwarze Meer war am Morgen verhältnismäßig ruhig. Ein Mitreisender belehrte mich auf Deck, daß dieses Meer ziemlich fischarm sei. Am meisten Ertrag böten die türkischen Küstengewässer, da es dort gelungen sei, die Delphine so gut wie auszurotten. Die Regierung habe auf die Vertilgung dieser gefräßigen Räuber Prämien ausbezahlt. Ich wartete also nicht länger darauf, ob vielleicht ein Delphin aus einem Wellenkamm zum dunklen Wasser herauspringe.

Nach einer Nacht- und Vormittags-Fahrt sahen wir den Eingang zum Bosporus durch die runden Fenster des Speisesaales. Trotz unserer interessanten Tischnachbarin mit rotblondgefärbten Haaren und grünemaillierten Fingernägeln, passend zu den Steinen ihres Ohr- und Hals schmuckes, kürzten wir das Mittagessen ab und eilten auf Deck, um die herrliche Einfahrt nicht zu verpassen.

Wir fuhren um das äußerste Kap des europäischen Festlandes herum und bogen in die ge-

wundene Meeresstraße ein, deren Fluten tiefblau mit weißen Schäumchen in der Geschwindigkeit der Limmat mit uns flossen. Der Eingang ist etwa 3 Kilometer breit, verengert sich aber bald bis auf 800 Meter und schlängelt sich, als versunkenes Flußtal, um alle Felsmassen herum, so daß die Bilder zu beiden Seiten ständig wechseln. Wir begegnen riesigen Dampfern und zweistöckigen Dampfschwalben, Schwärmen von Segelschiffen und kleinen Fischerbooten.

Die Ufer sind anfänglich kahl und wenig besiedelt. Man sieht Leucht- und Wachtürme und ahnt unscheinbare Befestigungen. Dann mehren sich die Dörfschen. Prachtige Sommerfröhen und Paläste stehen in üppigen Gärten am Ufer, das sanft aus dem Wasser zu 50 bis 100 Meter Höhe aufsteigt. Fast alle Länder, deren diplomatische Vertreter in Konstantinopel oder Ankara amten, haben hier draußen am Meer schöne Sommervillen. Ich sehe auf dem grünen Rasen eines blumenreichen Gartens eine Fahnenstange stehen, daran die Schweizerflagge weht, und ein großes braunes Haus unter alten Bäumen dient unseren Landsleuten zur Erholung.

Behaglich betrachten wir im Vorübergleiten die türkischen Fischerdörfschen, deren ausgebleichte

Holzhäuser baufällig aneinander lehnen, und oft auf Pfählen stehend, die Landungsplätze umstellen. Alle haben viele Fensterchen und den Haremserker. Steht ein Fenster offen, so sieht man drinnen zierliche Möbel mit vergoldeten Füßen, Vasen und bunte gestickte Decken.

An der engsten Stelle des Bosporus tragen die steilen Felsufer die heute etwas romantisch anmutenden Mauern und Türme der alten Feste Rumeli Hissar, die auf dem Grundriß des türkisch geschriebenen Wortes Mohammed, in 50 Tagen von den hier übersehbenden Asiaten erbaut worden sei, denen dann die Einnahme Konstantinopels von der Landseite aus gelungen ist. Nachher verbreitert sich die Straße. Der Dolma Bagtsche-Palast steht marmorweiß am Ufer, der Nildiz Kiosk versteckt sich oben im dichten Park, und diesen umzieht eine weit sichtbare Doppelmauer. Darinnen liegt der Reitweg, den die Leibwächter des todesängstlichen letzten Sultans Tag und Nacht durchreiten mußten. Im Palast selber wußte keiner, in welchem Gemach der Sultan schlief, da er sich nach seinem Ebenbild Puppen machen ließ und dieselben zur Täuschung täglich anderswohin verteilte.

Und nun liegt Konstantinopel, die Vielbegehrte, ausgebreitet an der Lehne vor uns, mit ihren unzähligen, weißen Kuppeln und Minaretten, bis zum Vorsprung, den die Gärten und Paläste des Serrail bedecken. Dahinter öffnet sich weit das Marmarameer. Die tiefe, natürliche Hafenbucht, mit dem bezeichnenden Namen „goldenes Horn“, teilt die Stadt in Istanbul und Pera-Galata. Zwei lange Brücken verbinden die beiden Stadtteile und dienen emsigem Menschengekrabbel zum Übergang, während flache Rähne drunterdurchschlüpfen. An der äußeren, der Galatabrücke, bleibt nachts einige Stunden ein breiter Brückenteil geöffnet, als Durchlaß für größere Schiffe. Unter den anderen Bogen ducken sich Läden und Coiffeurbuden, Warteräume und Landungsstege für die Dampfschwalben des Bosporus. Wir landen vor der Brücke direkt am Quai.

Eindrücke in Moscheen.

Auf der Hügelrippe zwischen goldenem Horn und Marmarameer am erlesensten Aussichtspunkt steht die berühmteste Moschee, die Hagia Sophia mit ihren vier schlanken nadelspizigen Minaretten und wetteifernd auf dem gleichen Hochplateau, nur durch eine Parkanlage getrennt, die Ahmed-Moschee mit sechs goldbespizten Mina-

retten. Davor dehnt sich der historische alte Hippodrom, dessen Länge von fast 400 Meter wir bis zum Obelisk, einem der sieben Weltwunder, und der Schlangensäule abschreiten. Am Ende des Platzes stand ursprünglich ein monumentales Biergespann, dessen Pferdestatuen als Kriegsbeute nach Venedig verschleppt wurden, wo sie etwas merkwürdig über dem Hauptportal an der Markuskirche Aufstellung fanden.

Durch ein großes Tor in der Mauer gelangt man in den riesigen Hof der Ahmed-Moschee, mit Säulenumgang, der für die Händler Platz bietet, die hier ihre Geschäfte abwickeln, bis von den Minarettbalkonen der Muezin zur Waschung ruft am großen Bassin in der Mitte des Hofes. Dann betreten die Gläubigen, gereinigt zum Gebet, ohne Schuhe, durch die schwere, goldbeschlagene Türe die Moschee. Hier treten auch wir mit unserem Führer aus der grellen Sonne in den kühlen Tempel.

Die Überraschung kommt so unmittelbar, daß ich hilflos den Atem anhalte, während meine Füße in satten Glutfarben weicher, kostbarer Teppiche versinken. Über mir ist Raum, ein einziger, blauer Kuppelraum, so weit, so groß, daß ich nicht weiß, stehe ich im Ätherblau oder in einer Wasserglocke. Im riesigen Mitteldom und von den Seitengewölben spielt blaues Licht auf Tausenden von blauen Mosaiksteinchen und erzeugt eine Sinnverwirrung, die man nur fühlen, aber nicht aussprechen kann.

„Wir haben den gleichen Gott,
auch Christus war sein Prophet“ —
flüstert der Türke neben mir.

In der ehrwürdigen Hagia-Sophia findet keine religiöse Handlung mehr statt. Sie wird als kunsthistorisches Denkmal von den besten in- und ausländischen Gelehrten restauriert. Auch ihr Hauptraum besteht aus einer mächtigen Kuppel (nicht ganz so hoch wie die der Peterskirche in Rom, aber breiter), von Halbkuppeln und wenigen Säulenbündeln getragen, deren Kapitelle feines, durchbrochenes Blätterwerk darstellen. Felder und Gewölbe, sowie Decke und Wände der langen Vorhalle sind in Mosaiken auf Goldgrund ausgelegt, deren Farb-Abstufungen und Zeichnung christlicher Legenden so fein ist, daß man glaubt, ausdrucksvolle Malereien vor sich zu haben. In der Mitte des Kuppelraumes ist der Krönungsplatz am Boden mit Marmormuster bezeichnet und beim Eingang stehen mannshohe Vasen und Schalen aus einem einzigen Schmuckstein gehauen. Was hier byzantinische Baumei-

ster und Künstler im sechsten Jahrhundert schufen, erweckt heute noch unsere restlose Bewunderung, und es war ein Glück, daß trotz wechselnden christlichen und mohammedanischen Besitzern, teilweisen Zerstörungen und Veränderungen das Ganze doch pietätvoll erhalten blieb.

In gewissem Zusammenhang mit der Hagia-Sophia steht die kleine, unscheinbare Karha-Moschee. Altchristlich, mit einem Kloster, in welchem sich Geistliche auf ihren künftigen Beruf vorbereiteten. Im Innern ist die Moschee durch Feuer beschädigt, aber doch blieben noch christliche Mosaiken erhalten. Neben dem Taufraum sind Beichtnischen erkennbar, und eine Treppe führt in einen engen unterirdischen Gang hinab, der folgende Bedeutung hatte: wenn ein Geistlicher außer der Priesterweihe die Heiligsprechung erlangen wollte, so mußte er als letzte Prüfung allein „und ohne irgend ein Licht geschaut zu haben“ 4 Kilometer weit durch den unheimlichen Gang gehen nach der Hagia-Sophia.

Man kann sich leicht denken, wie erdrückend auf ein erregtes Gemüt die Schrecken der abzutastenden Finsternis wirkten — und wie erlösend den wieder sehend gewordenen Augen die göttlichen Figuren im Gold der Hagia-Sophia-Kuppel aufleuchten mußten, als ob der Himmel sich geöffnet hätte.

Diese symbolische Handlung erinnert sehr an Mozarts „Zauberflöte“, wo der Läuterungsweg die geängstigten Menschenlein auch durch finstere Schrecknisse ins Reich des Lichtes führt.

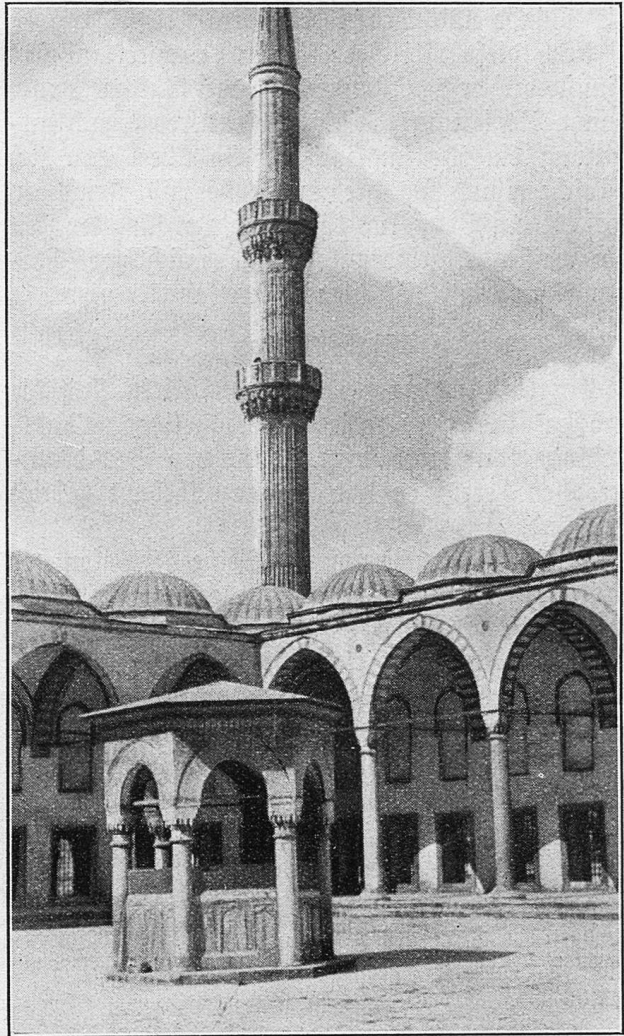
Eisterne.

Unter dem Hippodrom-Platz, ihn teilweise mit ihren Gewölben stützend, liegt die Basilika-Eisterne. 220 Säulen aus Marmor stehen im kühlen Wasser, das von Quellen gespeist wird. Die übrigen großen Eisternen und Aquädukte der Stadt sind längst verfallen und außer Gebrauch. Doch hier holt sich ein altes Häuserviertel noch mit Eimern durch Deckenlücken Wasser herauf, was zu komischen Situationen führen kann, wenn gerade drunten im Schein der elektrischen Lampchen das Ruderschiffchen Besucher herumsfährt.

Heute und einst.

Die junge Türkei macht, auch für den Touristen sichtbare Anstrengungen, das Land zu modernisieren. Die berühmtesten wilden Straßenhunde sind aus Konstantinopel verschwunden. Sie wurden zu Tausenden eingefangen, auf eine unbewohnte Insel transportiert und vergiftet. Die Straßen der Stadt sind recht sauber, wenn

auch viele Quartiere mit steilen Treppengäßchen ärmlich und im Verfall scheinen. Durch Bettler wird man nicht belästigt. Einzig den Zigeunern scheint dieses Handwerk noch nicht abgewöhnt zu sein. Dagegen wurde ein kleiner Junge, der uns die Hand mit ein paar türkischen Bittworten hin-



Konstantinopel: Hof und Minarett der Ahmed-Moschee.
Phot. Dr. Leo Wehrli.

gehalten hatte, prompt von einem Polizisten gefaßt und heulend auf den Posten geführt.

Auf dem Grunde frühester Erinnerungen fast jedes Menschen schlummert, halbverschüttet von den Erlebnissen vieler Jahre, irgend ein Märchenbild aus tausend und einer Nacht. So orientalistisch unwahrscheinlich, daß man ihm nie am hellen Tag zu begegnen vermeint. Aber in Byzanz, wo das Verschwinden des Fezes bei Männern, des Schleiers bei Frauen so viel Malerisches aus dem Straßenbild entfernte, lebt das farbenfrohe Märchen in der großen Suleimanje-Mo-

schee. Darin findet man bunte Kirchenfenster, nicht aus Glas, sondern — aus lauter durchsichtigen edlen Steinen zusammengefügt. Das glitzert und funkelt, daß man immer wieder den Standort wechselt, um die Bilder zu erkennen, und dann geblendet nach den ruhigen Porphyrsäulen und auserlesenen Marmorplatten schaut, die Wände und Boden bekleiden.

Auch diese Moschee ist ein architektonisches Kunstwerk ersten Ranges. Jeder Sultan wollte seiner Regierungszeit mit besonderer Prachtentfaltung ein Denkmal setzen. So überbieten sich Moscheen und Paläste an Größe und Reichtum, so steht am Bosporus-Ufer auch aus jüngster Zeit ein weißer Marmorpalast mit mächtiger Eingangshalle und kristallinen Empfangstreppen.

Ruhestätten.

Ein für uns ungewöhnlicher Anblick sind die großen kahlen Areale im hügeligen Stadtgelände von Konstantinopel, die von Brandkatastrophen herrühren und seither unbebaut geblieben sind.

Um die Stadt herum reicht eine 15 Kilometer lange doppelte Mauer vom Bosporus zum Marmarameer. Sie diente früher wirksamer Verteidigung, doch hat sie heute ihre Bedeutung verloren, wie auch die noch gut erhaltenen Tore, von denen eines zum Beispiel dem Einzug des siegreichen Heeres diente, während das benachbarte von den heimkehrenden Kriegerern benutzt wurde, wenn sie geschlagen waren, so daß die Stadtbewohner gleich Bescheid wußten.

Die Friedhöfe liegen vor den Stadtmauern und in Skutari am asiatischen Ufer des Bosporus. Sie bilden viele Kilometer große Cypressenhaine, von Straßen durchzogen und mit schmalen hohen Grabplatten geziert, die schief und gerade beieinander stehen. Die Inschriften konnten wir nicht lesen, doch erkennt man an der Art der Plattenauflage: einem marmorenen Fetz, Turban oder einer Blumenguirlande, ob das Grab einem Mann, einem Geistlichen oder einer Frau dient. Die Turbane der Heiligen sind außerdem noch mit grüner Farbe bezeichnet.

Heute wird hauptsächlich der Friedhof in Skutari benutzt. Jene Stadt ist noch alttürkisch, ohne moderne Bauten, doch hob die angebrochene Jungtürken-Zeit schon das Haus der tanzenden Derwische auf. Hingegen beließ sie ein Größeres daneben — wahrscheinlich ist es weniger entbehrlich —, das „Heim für Faule“, die ihr Leben nicht verdienen mögen, erklärte unser Führer.

Straßenbetrieb und Bankdrehl.

Durch die morgenfrischen Straßen eilen fleißige Menschen zur Arbeit. Vom Hafen herauf kommen hoch beladen Menschen und Esel. Sie bringen Gemüse und Früchte in paradiesischer Fülle. Trauben, Pfirsiche und Feigen. Riesige Körbe, hohe und flache mit Laub geschmückt, darin die Früchte verlockend ausgebreitet liegen. Hochgehäufte Karren führen gelbe, grüne und gestreifte Melonen-Kugeln als willkommene Munition zum Durststillen vor die Haustüren.

Die Ottomanische Bank steht neben anderen Banken und Gesandtschaften an der belebten Pera-Straße, die sich vom Hafen herauf um den Galataturm zur Höhe windet. Das repräsentative Bankhaus ist Sonntags, wie die ganze Straße, besetzt. Eine monumentale Treppe führt zwischen friesgeschmückten Wänden zum Hauptgeschoß in eine große Schalterhalle, wo zum Beginn schweißtriefender Arbeit am Montag um zehn Uhr früh Tabak und Kaffee die Stimmung erheitern. In einer Glaskabine sehe ich zwei Herren behaglich in Klubseffeln plaudern, Trauben essen und die Abfälle in den Papierkorb befördern, der zwischen ihnen steht. In der Kabine daneben erklären sich zwei andere ein Ballspiel, und hinter dem nächsten Pult entledigt sich ein Schreiber seiner Weste und versorgt sie sorgfältig in der Schublade.

Mitten im Schalteraum steht ein Kassenschrank, so groß und schwarz wie eine Lokomotive, mit glänzenden Schlössern und Hebeln. Davor sitzt ein Wächter und hütet einen großen Haufen Banknotenbündel, die am Boden aufgebügelt liegen.

So hatten wir bei umständlicher Erledigung eines kleinen Geldwechselgeschäftes einen für unsere zürcherischen Begriffe ganz neuen Bankbetrieb kennen gelernt.

Bazar-Bilder.

In einem geschlossenen Komplex von vierzig gedeckten Bogengängen alter Markstände sind die Bazar-Läden und Buden beisammen. Sie bieten das übliche Bild orientalischer Märkte, nur leider mit vielen billigen, geschmacklosen, europäischen Massenartikeln. Hier und da findet man einen alten Kaufmann mit einheimischen Herrlichkeiten: Teppichen, Seidentüchern, Täßchen und Dosen und wertvollen handgeschriebenen und gemalten Koran-Büchern aus Klöstern. Früher durfte kein „Ungläubiger“ das heilige Buch berühren. Jetzt aber kann man kostbare

Exemplare kaufen oder ansehen. Zeremoniell begrüßte unser Führer den würdigen Türken. Sie küßten beide den Koran, bevor wir ihn in die Hände bekamen. Mir schienen die Blicke des Buden-Mannes wenig freundlich, und der gläubige Mohammedaner und der gewinnlusterne Händler bekämpften sich sichtbar in seinem Innern. Untwirsch nahm er uns die Bücher wieder ab, küßte sie und versorgte sie unter dem grünen Schleier, da kein Geschäft zustande kam.

In einem neuen Kaufladen bediente uns ein junges Fräulein. Sie hatte die Zahlungsanweisung geschrieben und klopfte mit dem Bleistift energisch auf den Tisch nach einem Laufburschen. Als der nicht gleich erschien, stampfte ein eleganter Schuh ungeduldig den Boden, und das Mädchen eilte selber zur Kasse. Unser Führer schüttelte traurig den Kopf: „Sehen Sie, das ist nun die neue Türkin!“ Die altvornehme fatalistische Ruhe ist dahingegangen.

Schiedsal.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes in Konstantinopel nahmen wir Abschied von unserem Führer. Wir schlürften türkischen Kaffee, und ich bemühte mich, noch etwas über den Menschen zu erfahren, der uns mit seinen Kenntnissen so tief in die Geschichte seines Landes und seines Volkes hatte blicken lassen und selber so

unbekannt neben uns geschritten war. Endlich fand ich die Türe zu seinem verschlossenen Innern durch ein paar fröhliche Bildchen unserer Enkelkinder. Der Türke fing in unbeholfenem Deutsch an zu erzählen:

„Mein Vater war türkischer Minister, meine Mutter heiratete er, als sie 14 Jahre zählte. Ich wurde in deutschen und französischen Instituten erzogen. Als ich 12 Jahre alt war, zerstörte der Weltkrieg mein Leben und meine Familie. Der Vater fiel auf einem Kriegsschiff, unser Haus verbrannte mit dem ganzen Mobiliar, und nach dem Krieg wurden frühere Beamtenfamilien allmählig brotlos. Ich konnte noch einige kunsthistorische Studien machen, schrieb selbst ein Buch und schlage mich jetzt mühsam durch als Fremdenführer.“

Das kam alles sinnend von den Lippen des Mannes, während er meine Kinderbildchen festhielt und nicht aus den Augen ließ. Ich fragte sachte weiter, ob er sich keine Familie gegründet habe?

„Ich habe geheiratet. Eine junge Russin, deren Leben noch viel schwerer gewesen ist als meines. Aus einer alten Adelsfamilie stammend, konnte ihre Mutter, als einzige der Familie, vor der Revolutionsfurie mit ihrem vierjährigen Mädchen nach Konstantinopel flüchten, wo sie völlig mittellos ihr Kind groß zog und in Kranken-



Konstantinopel: Mohammedanischer Friedhof.

Phot. Dr. Leo Wehrli.

pflege unterrichtete. Dieses Mädchen ist meine Frau."

Während sein Blick wieder an den Kinderbildchen hing, ging die Erzählung stockend weiter:

"Wir hatten ein Kind. Ein schönes, gesundes Mädchen. Wir haben es geliebt und gepflegt, wie es die Leute hier nicht verstehen. Die junge Mutter stillte die Kleine acht Monate lang, mit ihrer letzten Kraft, so daß endlich der Arzt zur Entwöhnung mahnte. Das gab unruhige Tage und Nächte. Das Kind sträubte sich, und wir waren in Angst und Not. Eines Morgens nach gestörter Nacht überließ die müde Frau das Kind dem Mädchen, das uns die groben Hausgeschäfte verrichtete, und legte sich auf mein Anraten noch eine Stunde zur Ruhe.

Von da an siechte das Kind und starb allen Anstrengungen zum Trotz am dritten Tag unter

großen Schmerzen. Eine in letzter Stunde vollzogene vergebliche Operation ergab Darmverwicklung durch einen Ballen Cellulose, der sich gebildet hatte aus Zeitungspapier, welches das Kind in jener ungenügend bewachten Stunde verzupfen und essen konnte." —

Was die Eltern gelitten haben, lag stumm in den nassen Augen des Vaters, bis ich das erlösende Wort fand: „Sie sind ja noch jung, hoffen wir auf die Zukunft!“ —

Beim Abschiednehmen behielt der Mann meine Hand in der seinigen und sprach entschuldigend eine seltsame Bitte, die ich vielleicht nicht verstehen würde. Er erbat sich ein Bild unserer erwachsenen Söhne — und ich erriet, daß er ein Amulet wünschte, Knaben darstellend, die voll herangewachsen seien.

Ich sandte ihm das Bild.



Bosporus, vom Paradies-Hügel ob Skutari aus gesehen.

Phot. Dr. Leo Wehrli.

Herbstgang auf Odilienberg.

Ja du bist schön! Ein Goldnetz spannt dich ein,
Ich geh' verklärt durch einen Märchenhain,
All meine Seele quillt zu Gott empor,
Ein Rauch, der sich im Höhenblau verlor.

Bin ich es, der im Laubfall träumend geht,
Da voller Farben diese Erde steht,
Da aus der Eiche, die von Golde blinkt,
Ein lichter Kranz auf den Beglückten sinkt?

Odilienberg ist wie der Himmel schön!
In lauter Licht zerfließen Tal und Höhn,
Und Wonne ward mir, was so leidvoll war —
Hab Dank für alles, du gesegnet Jahr!

Fritz Lienhard.